

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Großmutter [5 Bilder; Wagner, Erdmann]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

eben das Haus; es war der Uhrenmacher. Nichts Böses ahnend, schickte er sich an, seinen abendlichen Klub zu besuchen. Da stürzte ihm ein Hund samt seinem Karren entgegen. Er wehrte ihn ab mit einem kräftigen Stoß: „Donnerwetter, Bestie!“ Der arme Ben fiel rückwärts, der Karren stand so unglücklich, daß er gegen einen Laternenpfahl fuhr, die Deichsel brach entzwei, und das spitze Holz durchbohrte den Leib des Hundes. Er stöhnte laut. Aber war's jetzt Zeit zu verenden? Ben richtete sich auf, er winzelte, er leckte dem Manne, der ihn so sehr mißverstanden, die Hand; er schwanke vorwärts und kehrte wieder zurück. Nichts war der Beredsamkeit seiner Blicke vergleichbar.

Der Mann stutzte: „Was ist mit dem Tier,“ dachte er, „ist das nicht der Hund des kleinen Jungen, der immer vor meinem Fenster zu stehen pflegt, mein Gott, was rennst du auch auf mich zu, als wolltest du mich bei der Gurgel packen?“ wandte er sich an den Hund, „da hast du's nun!“

Mitleidig suchte er Christliebs Jäckchen aus dem Karren hervor und band es dem Tier um den blutenden Leib. Kaum daß ihm Ben Zeit dazu ließ; er wollte weiter und ließ nicht ab mit Bellen und Jammern und Lefen. Und er brachte es wirklich dahin, der Mann folgte ihm. „Es muß dem Jungen etwas geschehen sein,“ sagte er kopfschüttelnd. Bens Schwäche wahrnehmend, half er ihm den Karren ziehen; zuletzt zog er ihn allein. Es war die höchste Zeit, alle Augenblicke fiel der Hund zusammen, immer raffte er sich wieder auf.

Endlich standen sie vor dem schlafenden Knaben. Und während der Mann diesen aufrichtete, ihn rüttelte und schüttelte und mit Schnee rieb, hauchte Ben in aller Stille seine treue Seele aus.

Dem Uhrenmacher gelang es nach einiger Zeit, wieder Leben in die Glieder des Halbtarnten zu bringen. Christlieb kam langsam zu sich, schaute sich erstaunt um, betastete den Mann, der ihn auf den Knien hielt, und fragte endlich in verwundertem Tone: „Wo ist Ben, warum kommt Ben nicht?“

Der Mann stellte den Burschen auf die Knie. „Wie ist dir,“ sagte er, „kannst du marschieren?“ Da gewahrte Christlieb einige Schritte von ihm entfernt seinen Karren. „Ben!“ schrie er auf und wollte auf ihn zu stürzen. Der Mann suchte ihn zurückzuhalten. „Das arme Tier,“ sagte er. Er konnte nicht ausreden, schon lag Christlieb neben seinem Ben im Schnee; er rüttelte ihn, er gab ihm die zärtlichsten Namen, er riß ihn endlich an sich, da gewahrte er die große Blutlache auf der Erde.

„O Herr,“ schrie er und streckte dem Manne die gefalteten Hände entgegen, „machen Sie ihn wieder lebendig, Sie haben mich auch wieder gesund gemacht.“

Der Uhrenmacher schüttelte den Kopf.

„Mein Kind,“ sagte er, „sei vernünftig, da ist nicht mehr zu helfen.“

Dem armen Burschen versetzte diese Gewißheit wahre Herzensstöße. Vorsichtig hob er seinen treuen Kameraden von der Erde auf und bettete ihn in den Karren. Als ob ihm die Kälte noch etwas anhaben könnte, deckte er ihn auf das fürsorglichste zu. Dann nahm er die Deichsel zur Hand und trabte bitterlich weinend davon.

Der Mann vermochte ihn nicht so gehen zu lassen; er folgte ihm, beschwichtigende Worte zu ihm sprekend. „Es war doch nur ein Tier,“ sagte er.

„Nein,“ fuhr Christlieb auf, „Ben war kein Tier, Ben war klüger als ein Mensch, ich und Ben, wir

gehörten zusammen, nun weiß ich nicht, wo ich hingehöre —“

„Aber dein Vater —“ suchte ihn der Uhrenmacher zu beruhigen.

„Der ist immer betrunken,“ unterbrach ihn der Bursche.

„Und deine Mutter —“

„Die ist tot, ich habe niemanden als Ben, vielleicht wenn ich ihm recht die Wunde auswasche, wird er wieder lebendig.“

Der Junge fuhr rascher zu, kaum daß ihm der Mann in dem hohen Schnee zu folgen vermochte. Allerlei Gedanken gingen diesem durch den Kopf, während er neben dem schluchzenden Kinde einberief. Sein Weib war tot, er hatte für niemanden zu sorgen; wenn er dem Jungen dafür, daß er ihm sein Alles geraubt, ein Handwerk lehrte? Er ging noch weiter — wenn er ihm eine Heimat schenkte?

„Jawohl,“ sagte er mit einemmale und legte die Hand auf Christliebs Haupt, „dein Ben war klug, er soll nicht umsonst zu mir gekommen sein.“

Großmutter.

Erinnerungen an die August- und Septembertage von 1813 und 1870.



ie Julisonne des Jahres 1870 brannte heiß auf die Steinplatten des Marktes von Schleusingen und über den Kohlberg stieg es in schweren, dunklen Wolken herauf, das nahe Gewitter verkündigend, welches der Schwüle ein Ende zu machen versprach.

Doch nicht dieses, sondern das große Gewitter, welches sich im Jahre 1870 am westlichen Horizonte des friedlichen deutschen Vaterlandes aufgetürmt hatte und dessen Posbruch man jeden Augenblick erwartete, beschäftigte und beunruhigte wie in allen deutschen Orten auch die Bewohner der kleinen Kreisstadt; und in manchem Hause schlugen die Herzen in rascherem und auch wohl bangem Schlage, die einen Verwandten, den Sohn, den Bruder, den Enkel, im Heere hatten, oder die im Begriff waren, sich von einem solchen zu trennen, denn die Einberufungsordre war bereits da.

Auch in jenem kleinen Hause am Markte stand eine Mutter in dem Hinterstübchen ihrer Wohnung, das sie vor kurzem erst ihrem nun siebenzehnjährigen ältesten Sohne so hübsch traulich eingerichtet hatte, und hielt diesen umschlungen, während Thräne um Thräne aus ihrem bekümmerten Auge floss.

„Ach, Konrad, es geht ja nicht, es ist ja nicht möglich! Du kannst uns nicht verlassen!“

„Mutter, ich muß gehen, ich kann nicht anders! Mein Entschluß steht fest. Bitte, halte mich nicht zurück!“

„Hast du denn deine Mutter gar nicht lieb?“

„O Mutter, wie kannst du so fragen! Du weißt recht gut, wie innig lieb ich dich habe. Aber sieh, in solcher Zeit, wo das Vaterland angegriffen wird, da leidet's mich nicht mehr im Hause. Ich würde keine Ruh' hier haben, Mutter! Ich muß helfen, das Vaterland zu verteidigen, das halte ich für meine größte Pflicht, und alle andern Pflichten und alle andere Liebe, auch die zu dir, lieb' Mütterchen, müssen zurücktreten vor der größten, die ein deutscher Mann hat, dem Vaterlande seinen Arm darzubieten, wenn es in Gefahr ist.“

„Du du bößer, lieber Junge! Du bist ja noch kein Mann mit siebenzehn Jahren!“ sagte die Mutter, unter Thränen doch stolz lächelnd auf ihren Sohn blickend.

„Sieh mich an, Mütterchen!“ rief der Sohn und richtete sich auf. „Ich bin halben Kopfs größer wie du! — Und meine Arme! Du hast selbst neulich gescholten, als ich dich umarmte und dich nur ein ganz klein wenig drückte, ich wäre ein ungeflachter Riese. Was kümmern mich meine siebenzehn Jahre? Ich habe die Kraft, und da treibt's mich hinaus.“

Die Mutter schwieg; ihr Widerstand war zu Ende. Der Sohn war durch die Ereignisse über Nacht zum thatkräftigen und thatendürstigen Manne geworden.

„Wie wird's Großmutter tragen?“ fragte nach einer Pause die Mutter bang.

„Großmutter!“ wiederholte der Sohn, und in seinen Augen flog plötzlich ein feuchter Schimmer auf. Der Gedanke an sie mußte ihn wohl sehr bewegen; hatte er doch Großmutter so lieb! Und er wußte es wohl, er war — Großmutter hatte nur zwei Enkel — auch ihr Liebling, so wenig sie dies zu zeigen sich bestrebte.

Doch bald bezwang er seine Bewegung und fest sagte er: „Großmutter wird mir recht geben!“

Die Mutter saß noch lange bei ihrem Sohne; sie fügte sich in das Unabänderliche, weil es nicht anders ging. Er riß sich los von ihr, um in den andern Pflichtenkreis einzutreten, in den sie ihn ratend und helfend nicht begleiten konnte. Das verursachte ihr bitteren Schmerz, und doch erfüllte es das trauernde Mutterherz wiederum mit Stolz, daß er so männlich sich seiner Pflicht bewußt war.

„Aber er hätte doch warten sollen, bis er das Alter hat wie andre und bis er aufgefordert wird, der dumme Jung! Grad jetzt, wo nun der Krieg ausbricht!“ dachte die Mutter. Ja, der „dumme Jung“, wie sie ihn schalt, dachte darüber eben anders als die sorgende Mutter, die nur die Gefahren sah, die ihn bedrohten. —

Während dies im Hinterstübchen vorging, saß Großmutter in der vordern Stube im Lehnstuhl und studierte mit Eifer die Zeitung. Immer erst etwas spät brachte das kleine Blatt, das im Hause gehalten wurde, die Nachrichten; desto aufmerksamer wurden sie gelesen.

Großmutter war die Witwe eines Gutsbesizers und stammte aus der Mark Brandenburg. In den besten Jahren hatte sie ihren Gatten verloren und unter mannichfacher Sorge ihre vier Kinder, unter denen drei Töchter, erziehen müssen. Die älteste Tochter war verheiratet gewesen, auch ihr war der Mann früh gestorben. Sie zog mit ihren zwei Söhnen, den einzigen Enkeln von Großmutter, zu dieser zurück. Die zweite Tochter und der Sohn, beide unverheiratet, waren ebenfalls bei der Mutter, während die jüngste Tochter in bis dahin kinderloser Ehe an einen entfernt wohnenden Arzt verheiratet war. So hatten sie nach Aufgabe des Gutes längere Zeit in Berlin zusammengewohnt

und waren dann nach Schleusingen im Thüringer Wald gezogen.

Es war ein herrliches Familienleben, das diese sechs Menschenkinder, die Repräsentanten dreier Generationen, führten. Ein bescheidener Wohlstand, den ein in Schleusingen etabliertes Geschäft im Gleichgewicht hielt, schützte sie vor Nahrungssorgen, eine heitere Gemüthsart und eine Neigung zu Scherz und Neckerei, die bei allen mehr oder weniger und in verschiedener Weise vorhanden war, machte den Verkehr mit dieser Familie für jeden, der hinzugelassen wurde, zu einem der angenehmsten.

Nur eine Sorge trübte seit kurzer Zeit den heitern Himmel der Familie. Das war die Sorge wegen Großmutter, wie sie nicht anders von Kindern und Freunden genannt wurde. Die Leiden des Alters hatten sich eingestellt, und Großmutter, die sonst noch so flink auf den Beinen war und bis vor einem Jahre selbst noch einen Spaziergang in eines der reizenden Thäler oberhalb Schleusingen, wie z. B. das Bösferthal, gern mitgemacht hatte, saß jetzt den ganzen Tag im Lehnstuhl. Die „Unterthanen“, wie sie sich in ihrem auch jetzt nicht versiegten Humor ausdrückte, hatten ihr den Dienst ver sagt. Aber ihr Geist war frisch geblieben, und als die unvergeßlichen Tage des Jahres 1870 kamen, da nahm wohl niemand regern Anteil an den rasch aufeinander folgenden Ereignissen, als sie es that.

Als sie die Nachricht von der Afsaire in Bad Ems las, wie Benedetti dem König Wilhelm zudringlich genah war und seine Gemüthsart in die spanischen Angelegenheiten verlagert hatte, da blühte es in den Augen der alten Frau zornig auf und sie rief ein über das andere mal: „Dieser unverschämte Franzos! — Diese Kröte! — Ja, sie sind noch ebenso wie damals! — Das Pack ändert sich nicht!“ und was dergleichen schmeichelhafte Bemerkungen über den erwähnten Herrn und seine Landsleute mehr waren.

Als sie darauf las, in welcher Weise der Gesandte vom Könige abgefertigt worden war, da glühte ihr Auge voll freudiger Begeisterung und sie rief: „Dat's recht von mir allen Wilhelm!“ — Großmutter fiel nämlich gern in ihren heimischen Dialekt, wenn ihr das Herz überströmte. — „Dat's en König wie 'n Daus!“ Un id bewo em nochmal so leiw jetzt. — Dei werd ebr de Weg wifen, dem Radertüg! — Rinner! Dtilie! Hermine! Karl! Nu lest man! — Dat id dat noch erlem!“ —

Ein Ereignis war auf das andere gefolgt, rasch, unaufhaltbar! Als eine Depesche die Kriegserklärung gebracht hatte, da vergaß sie ihre rebellischen „Unterthanen“ und wollte, so erregt war sie, in der Stube auf- und abgehen, wie sie es sonst gethan, wenn sie von etwas bewegt wurde. Aber das ging doch nicht mehr und die Kinder hatten Mühe, sie in ihrem Lehnstuhl zu beruhigen.

An dem Tage, von dem wir oben erzählt haben, trat die verwitwete Tochter, lange erst nach der Unterredung mit ihrem Konrad, in die Wohnstube ein, wo die Großmutter saß. Ihre Augen waren stark geröthet, doch sie weinte nicht mehr, sie hatte sich in das Unvermeidliche ergeben. Die Großmutter las ihr Blatt, wie wir bereits erzählt haben, und sie las es langsam und mit Bedacht. Jetzt war sie fertig.

„Da, Dtilie!“ sagte sie zu ihrer Tochter, „nun lest man auch! Es giebt wieder viel Neues!“

Als sie das Blatt hinreichte, bemerkte sie die rotge-

*) Plattdeutsche Redensart, um etwas als extralüchtig zu bezeichnen. **) Radertzeug.

weinten Augen der Tochter. Besorgt fragte sie: „Was hast du, Ottilie? Was ist denn passiert?“

Die Tochter trat an den Lehnstuhl heran.

„Mutter,“ sagte sie bewegt, „ich habe dir von Konrad etwas zu sagen.“

„Konrad?“ fragte die Großmutter erstaunt. „Es ist ihm doch nichts geschehen?“ Und als die Mutter verneinend das Haupt bewegte, fragte sie weiter: „Hat er eine Dummheit auf der Schule gemacht?“ — Der Enkel besuchte noch das Gymnasium der Stadt. „Rein, auch das nicht!“ erwiderte die Tochter. „Aber er will etwas thun, was mir sehr weh thut, und ich weiß nicht, wie du es aufnehmen wirst. Ich habe schwer daran zu tragen.“

„Konrad?“ fragte Großmutter wiederholt. „I, geh doch, Ottilie, dat's en braven Jung, der kann nichts Unrechtes thun!“

„Er hat mir seinen festen Entschluß mitgeteilt, noch heut in aller Frühe sprach er ihn aus, sich als Freiwilliger zu stellen, um mit gegen die Franzosen gehen zu können, und er läßt sich nicht mehr davon abbringen,“ erzählte die betrübtete Mutter, und ungerathet ihres Vorsatzes stahlen sich doch wieder die Thränen hervor. Die alte Großmutter sah ihre Tochter lange an. Langsam wurde es auch in ihren Augen feucht. Sie hob die zitternde Hand, faßte ihre Tochter um den Hals, die vor ihr auf die Fußbank niedergesunken war, und drückte sie an sich, während sie mit der andern Hand ihr leise über die Wange strich.

Die Mutter weinte sich am Herzen der Mutter aus. Großmutter aber flüsterte ein über das andere mal: „Min Konrad! Min Herzensjung!“ — Weiter sagte sie nichts, auch nicht, als die Tochter längst aufgestanden war, als die andern dann später hereintraten und besorgt nach der Mutter schauten. Still und sinnend sah sie vor sich hin. Nur als der Enkel hereintrat, der Konrad, da leuchtete es in ihren Augen auf und sie verfolgte mit ihren Blicken ihn und jede seiner Bewegungen, als wolle sie sein Bild so recht tief in ihr Herz einprägen; und es saß doch darin, klar und fest, und an jedem Zuge erkennbar.

Aber wenn er von dem Tage ab ihr den Morgen graß brachte oder abends ihr den üblichen Gutenachtkuß gab, dann sah sie ihn länger und inniger an als je, und aus ihren alten Augen strömte das Feuer herzlichster Liebe in das Herz des Enkels hinein.

Da fragte an einem der nächsten Abende schüchtern der Enkel: „Großmutter, du bist nicht böß, daß ich Soldat werden will?“ Die alte Frau küßte ihn auf die Wange, dann sagte sie ihm ins Ohr: „Du thust recht, min Jung! — Und nun gute Nacht!“ — Damit

schob sie ihn von sich, damit er nicht sehen sollte, wie die Lippen der alten Frau vor Bewegung zitterten.

Die Tage vergingen rasch. Onkel Karl war mit dem Neffen gegangen, als dieser sich als Freiwilliger stellte. Die Mutter hatte in Bangen und Sorgen noch dies und jenes für den Sohn vorbereitet, und jenseits des Rheins waren die ersten wichtigen Schläge auf den Friedensbrecher bereits gefallen.

Großmutter wurde nicht müde, die Berichte über die deutschen Siege zu lesen, und die Kinder hatten neben dem kleinen Blatte noch auf eine große Zeitung abonniert, damit Großmutter ja alles ausführlich lesen konnte. Der Enkel dagegen brannte vor Ungeduld, in den Truppenteil treten zu können, für den er aufgenommen war, und hoffte, dann bald teilnehmen zu können an den Siegen und Ehren des deutschen Heeres.

Der Tag des Abschieds war da. Früh schon sollte es fortgehen. Von Mutter, Tante und Onkel war außerhalb der Wohnstube Abschied genommen der Großmutter wegen, um diese nicht unnötig aufzuregen.

„Nun geh hinein zur Großmutter!“ sagte endlich die weinende Mutter, nachdem sie ihren Ältesten zum wer weiß wievieltensmale umarmt hatte.

Der Enkel trat ein.

„Großmutter, ich komme, dir Lebewohl zu sagen!“ Seine Stimme wurde doch schwankend, während er sich draußen tapfer gehalten hatte.

Weit streckte die alte Frau dem Enkel ihre zitternden Hände entgegen, ein fast überirdischer Glanz lag in ihren Augen.

„Min Jung, min Herzensjung!“ sagte sie und schloß ihn in ihre Arme.

Lange hielten sie sich umschlungen. Endlich machte sich der Enkel sanft los. Die Zeit drängte und Onkel Karl mahnte zur Abfahrt. „Leb wohl, min Herzensjung! Und Gott behüte dich!“

Damit entließ sie ihn und der Enkel schritt zur Thür. Schon hatte er den Drücker derselben in der Hand, als die alte Frau rief: „Konrad!“

Der Enkel wandte sich und die Großmutter winkte ihn nochmals zurück.

„Konrad!“ sagte sie ihm halblaut ins Ohr, und auf ihrem durchfurchten Gesicht wetterleuchtete es. „Konrad! Wenn di dei Franzosen tau nah kamen, dann haust de um di ein ginwaß ehr tüchtig wat up de Käß! Du weißt doch?! Din Großmutter hat dat of all dahn, und du wullst doch din Großmutter fein' Schand maken!“

„Ja, Großmutter, das ihu' ich!“ rief der Enkel und über sein jugendliches Gesicht flog es wie ein heller Blitz des Verständnisses. „Ja, Großmutter, tüchtig!“

„Dat's recht, min Herzensjung!“



„Min Jung, min Herzensjung!“ sagte sie und schloß ihn in ihre Arme.

Großmutter gab ihm noch einen innigen Kuß und dahin ging er.

Ich hatte der Abschiedsscene bei Großmuttern beigewohnt, denn ich stand mit der Familie in enger freundschaftlicher Beziehung. Wie hätte ich also wohl fehlen können beim Abschied des jungen Mannes, den auch ich von Herzen gern hatte wegen seines graden, offenen Wesens. Ich hatte die Worte der Großmutter gehört, als sie sagte: „Das hat deine Großmutter auch schon gethan!“ und sie kamen mir nicht aus dem Sinn. Dahinter steckte etwas, eine Episode aus ihrem Leben, die ich nicht kannte und die sie wohl dem Enkel mitgeteilt haben mochte, das zeigte sein verständnisvoller Blick, als sie zu ihm sprach.

Als ich einige Tage später wieder zu der alten Frau kam, um zu sehen, wie es ihr gehe, fand ich sie zwar schwach — der Abschied vom Enkel hatte sie mehr angegriffen, als sie zugeben wollte —, aber sie war geistesfrisch wie vorher und sprach mit Enthusiasmus von den Kämpfen, die die Katastrophe von Sedan vorbereiteten und von denen sie die Schilderungen des Tages über öfter las.

Da konnte ich nicht zurückhalten: „Großmutter, Sie haben neulich gesagt, Sie hätten den Franzosen auch schon „wat up de Näß“ gegeben. Darf ich Sie fragen, ob ich wissen kann, wo das gewesen und wie das zugegangen ist?“

Da wetterleuchtete es wieder auf dem alten, aber in solchen Momenten schönen Angesichte der Greisin, grad wie damals, als sie von dem Enkel Abschied nahm, und sie sagte: „Ja, Onkel!“ — sie nannte mich Onkel, wie ich sie Großmutter nannte, obgleich unsere Verwandtschaft wohl nur in der indogermanischen Abstammung zu suchen gewesen wäre — „Ja, Onkel, das habe ich gethan, es war meine erste und einzige Kriegsthat, und noch steht alles vor mir, als ob es eben erst geschehen wäre, und ich freue mich heute noch über die „kapute Näß“. Aber damals hätte sie mir schlinn bekommen können, wenn unsere braven Generale Bülow und Taubien mit unserer Landwehr nicht gewesen wären.“

„Erzählen Sie mir das, Großmutter!“

Und nun erzählte sie mir — nicht so zusammenhängend wie im folgenden, ich habe vielmehr manches erst später erfragt — jene Episode aus ihrem Leben, die mich lebhaft in eine Zeit zurückversetzte, wo Deutschland den ersten Anlauf nahm zur Erlangung seiner ehemaligen Größe und Macht und Preußen voran, den fremden Tyrannen, den ersten Napoleon, unter blutigen und schweren Opfern vom deutschen Boden vertrieb.

Ich gebe dem Leser in folgendem, was ich von Großmutter erfuhr.

Die Zeit vom 19. August bis 6. September 1813 war für die Ortschaften südlich und westlich von Berlin bis nach der damaligen sächsischen Grenze hin eine schwere Zeit.

Von Magdeburg her war auf Befehl des Kaisers Napoleon I. der Marschall Dudinot aufgebrochen an der Spitze eines Heeres von 77000 Mann, um Berlin zu erobern und dadurch dem verhassten Preußen — das sich wie ein Mann erhoben hatte, das Joch des römischen Erobers abzuschütteln oder, wenn dies nicht gelingen sollte, lieber mit Ehren kämpfend unterzugehen — einen Hauptschlag zu versetzen.

Bei Trebbin, vier Meilen von der Hauptstadt, begann am 21. August 1813 die Reihe der einzelnen Kämpfe, die, nachdem der berühmte Dudinot, vielfach geschlagen und zurückgedrängt, durch den noch berühm-

tern Feldmarschall Ney ersetzt worden war, den die Franzosen bereits als den künftigen König von Preußen bezeichneten, endlich am 6. September in den Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz ihren Abschluß fanden. Die Franzosen waren von der Landwehr unter den Generälen Bülow und Taubien gänzlich geschlagen worden, und in voller Haft und Schreden vor den verachteten „Kreuzbauern“, wie sie die Landwehr wegen des Kreuzes an Mütze und Tschako nannten, flohen sie bis hinter die Elbe zurück. Hatten doch die pommerschen Landwehrmänner, als sie zum Bajonettangriff kommandiert wurden, im Fechten mit dem Bajonett noch zu ungeübt, die Gewehre umgedreht und mit dem Kolben darein geschlagen, indem sie ihren Offizieren zuriefen: „Dat flutcht beter!“

Umweit Trebbin liegt ein größeres Landgut, dessen damaliger Besitzer Pré hieß. Der Name deutet auf französische Ursprung, und in der That war der Gutsbesitzer Pré auch ein Nachkomme eines jener französischen Auswanderer, die einst ihres reformierten Glaubens wegen von dem König Ludwig XIV. aus Frankreich vertrieben wurden und in den Marken gastliche Aufnahme und eine zweite Heimat gefunden hatten. Aus den Franzosen waren aber gute Deutsche und Preußen geworden, und Vater Pré, der Landgutsbesitzer, hatte freudig seine fünf kräftigen Söhne mit hinausziehen lassen, für die Befreiung des Vaterlandes auch ihr Teil nach Möglichkeit beizutragen, als der Aufruf des Königs zu den Waffen im März 1813 erschienen war.

Eine Tochter von siebenzehn Jahren, die einzige, war noch von allen Kindern Prés im Hause, und so jung sie war, führte sie selbständig die Wirtschaft, als die seit lange kränkliche Mutter im Winter von 1812 bis 1813 sich zur ewigen Ruhe gelegt hatte. In der Zeit, von der wir sprechen, war aber die dem jungen Mädchen zuteil gewordene Aufgabe um so schwieriger, als — speciell in der Zeit vom 19. August bis in den September hinein — Einquartierung auf Einquartierung der Franzosen kam, die in Berlin gern als Sieger einziehen mochten, grad wie später 1870. Da mußte in der Küche geschafft werden von früh bis spät, um die hungrigen Gäste zu befriedigen.

Die französischen Krieger aber, die damals wie früher schon und auch später, à la tête de la civilisation marschierten, traten in einer Weise herrisch und brutal auf, als ob sie es den deutschen Barbaren noch so recht eintränten wollten, daß sie die Herren der Welt wären, bevor sie den deutschen Boden aufzugeben gezwungen wurden. Diese Brutalität kleideten sie dann oft in eine Art von Liebenswürdigkeit, von welcher die Tochter Prés eine Probe erhalten sollte.

War nämlich eines Tages auch wieder ein ganzer Zug Franzosen auf dem Gute angekommen, die sich's im Hause bequem machten an Stelle der eben erst Abgezogenen. Vater Pré hatte alle Hände voll zu thun, um zu ordnen und unterzubringen, auch zu behüten, soweit dies irgend möglich war, dazu den mitgekommenen Offizieren die Honneurs des Hauses zu machen. Marie aber, die Tochter, hantierte und kommandierte unter den Mägden in dem weiten Raum der Küche, um Speise und Trank für die ungebetenen Gäste zu bereiten. Mit von der Arbeit gerötetem Gesicht stand sie vor einem der großen Kessel auf dem Herde, in welchen das Essen für die Gäste gekocht wurde.

Da that sich die Thür der Küche auf und herein wurde ein neugieriges Gesicht gesteckt, zu sehen, was da vorginge. Es war dasjenige eines jungen Lieutenants, der hier wahrscheinlich auf „Rekognoszierung“ ausging.

Das Terrain schien ihm denn auch der Kenntnissnahme nicht unwert und ließ er zum Schrecken der Mägde ein, welche riefen: „Ach Gott, Frölen“), ein Franzos!“

Das „Frölen“, welche keine andere war als Marie Bré, trat dem Eindringling mutig entgegen und fragte ihn in reinster Französisch, was er hier wünsche — denn ihre ursprüngliche Muttersprache wurde neben der deutschen von der Familie Bré sorglich gepflegt, wie dies die meisten Emigrantenfamilien thaten.

„Eh bien, ma chère amie, Ihre Schönheit bewundern!“ sagte der Offizier frech und trat ihr näher.

„Mein Herr,“ erwiderte Marie stolz, „ich bin weder Ihre chère amie, noch ist an mir von Ihnen etwas zu bewundern. Ich bin die Tochter vom Hause und bin hier jetzt beschäftigt, wobei ich nicht gestört zu werden wünsche.“

Das war nun deutlich genug gesagt, aber es machte auf den Franzosen ganz den entgegengesetzten Eindruck, den das junge Mädchen erwartete.

Mit frechem flammenden Blicke maß er sie von Kopf bis zu Fuß, so daß sie sich aufs höchste entrüstet umwandte und ihn stehen ließ.

„Dat's en frechen Franzosenkerl!“ sagte die eine der anwesenden Mägde.

„Nun seh man, wie hei dat Frölen ankitt!“ — „Ich werde Ihnen helfen, ma chère amie!“ sagte der Franzose näher tretend.

„Ich bedarf Ihrer Hilfe nicht! Entfernen Sie sich aus der Küche!“

„Wenn dat Frölen man dütsch met em sprät, ik verstah kein Wort von dat Gewälch!“ sagte Karline, die älteste Magd.

„O ma chère amie, Sie sind eine zu reizende kleine Deutsche, als daß man Ihre Nähe fliehen könnte!“

Das Fräulein blieb stumm und hantierte mit einer großen eisernen Schöpfkelle im Kessel.

„Eh, ma chère amie, sprechen Sie französisch! Es ist charmant, wenn Sie französisch sprechen!“

„Mein Herr, ich bin für Sie Mademoiselle Bré, und ich erwarte, daß Sie sich nun entfernen. Das ist das letzte Wort, das ich französisch zu Ihnen rede. Von jetzt ab spreche ich deutsch.“

„O, Mademoiselle, ma chère amie, aus Ihrem Munde klingt jede Sprache gut, obgleich ich von der barbarischen deutschen Sprache nichts verstehe.“

Dabei rückte ihr der Franzose immer näher.

„Dat Frölen müßt em wat up't Maul gewen!“ bemerkte die jüngere der Mägde, die mit Spannung der Entwicklung zusah, denn wenn sie auch nichts ver-

standen, so sagten ihnen doch Mienen und Gebärden genug.

„Ma chère petite amie, ich werde Sie lieben!“ dabei suchte sie der Lieutenant zu umfassen; sie wich ihm aber geschickt aus und sah ihn mit der tiefsten Verachtung an. Zugleich faßte sie die schwere eiserne Kelle fester mit der Hand.

„Paß up, Karline, dat setzt wat! Dei Kerl is frech gegen dat Frölen, oder ick lat mi treten!“ rief die jüngere Magd.

„Mein Herr, ich sage Ihnen zum letztenmale, verlassen Sie mich, oder, bei Gott, ich thue etwas, was mich reuen könnte.“

„Was werden Sie thun, ma chère petite, Sie werden mich wieder lieben!“

Wieder suchte er sie zu umfassen, sie stieß ihn heftig zurück. „Karline, nimm den Feuerhaken, wenn hei dat Frölen angriep, denn schlagen wi em up den Brägen!“

Der Widerstand des jungen Mädchens erhöhte nur die Begehrlichkeit des Frechen. Mit unerwarteter Geschwindigkeit griff er plötzlich nach ihr, faßte sie, suchte sie an sich zu ziehen und zu umarmen.

Die Mägde schrieten auf und kamen kampfbereit herbei, voran Karline mit dem Feuerhaken.

Doch der Franzose hatte die Kraft eines mächtigen Mädchens unterschätzt. Blitzschnell hatte sie sich durch eine rasche Wendung losgerissen und ebensovorschnell faßte die schwere eiserne Kelle durch die Luft und fiel mit aller Wucht in des Angreifers Gesicht.

„Ich weiß heute noch nicht, Dntel, wie schnell das alles kam,“ sagte Großmutter, als sie dies erzählte, und ihre alten Augen blitzten.

„Mon dieu, mon dieu!“

„Mon nez! cette

canaille!“ rief der Franzose, vor Schmerz aufschreiend, während ein Blutstrom ihn aus dem zerschmetterten Gesichtskerker hervorsprang.

Marie aber stand da, mit wogender Brust, ihre Waffe fest in der Hand und bereit, einem erneuten Angriff zu begegnen.

Aber der Angreifer hatte genug.

„Mein Gott, meine Nase! diese Canaille, diese deutsche Canaille!“ jammerte und fluchte er zu gleicher Zeit, und tappte nach der Thür, während die Mägde, welche an die Seite ihres Fräuleins getreten waren, Karline mit dem Feuerhaken, die andere mit einem Stück Holz in der Hand, nun, da ihre Arme nicht in Thätigkeit



„Mein Gott, meine Nase! diese Canaille, diese deutsche Canaille!“ jammerte und fluchte er zu gleicher Zeit.

*) Fräulein. **) ansieht.

*) auf den Schädel.

kamen, wenigstens den Mund in solche verfesten und den geschlagenen Feind mit allen den Kraftausdrücken regalierten, die die plattdeutsche Sprache für solche Fälle bereit hat.

Der Herr Lieutenant, dem sich die chère amie mit einemmale in eine canaille allemande verwandelt hatte, war indes zur Thür hinausgekommen und stieß unglücklicherweise gerade auf den französischen Oberst, der im Hause den alten Bré aufgesucht hatte, um ihn als Dolmetscher in seine Dienste zu nehmen bei den Verhandlungen mit den märkischen Ortsvorständen der Dörfer, wo seine Truppen lagen.

„O, diese Canaille! Sie hat mir die Nase zerschlagen!“ jammerte der Franzose draußen, ehe er seinen Vorgesetzten bemerkte.

„Wie, mein Herr Lieutenant, Sie sind verwundet? Durch wen?“

„O, mein Herr Oberst, ein Attentat, unvorhergesehen, ein schändlicher, schwachvoller Angriff auf meine Offizierssehre!“ log der Lieutenant und hielt das blutige Taschentuch unter den verunstalteten Nieser.

Der Oberst riß die Thüre der Küche auf und faßte an den Degen. Mittlerweile hatten sich mehrere Franzosen um den geschlagenen Offizier versammelt, raisonnierten und schimpften unter lebhaften Gestikulatio-

nen. Erstaunt, nur Frauenspersonen in dem Raume vorzufinden, fragte

der Oberst: „Wer hat den Offizier verwundet?“ — „Ich!“ erwiderte Marie und trat einen Schritt vor, die Schöpffelle immer noch in der Hand.

„Ah, mademoiselle!“ sagte der Oberst verwundert, „vous êtes bien belliqueuse! Et pourquoi avez-vous fait cela?“

„Ich habe ihm gegeben, was er verdient!“ erwiderte das Mädchen trozig.

„Aber Dankel, das Herz wollte mir springen vor Zorn und Scham über den Kerl!“ sagte Großmutter, als sie dies erzählte.

Der Oberst sah sie eine Weile an. Das in seiner Entrüstung dastehende junge Mädchen mochte ihm wohl eine seltene Erscheinung sein, und er erriet ohne Zweifel, was vorgegangen war. Aber ein französischer Offizier war angegriffen und geschlagen worden, geschlagen von deutscher Hand! Das mußte, namentlich in dieser Zeit, geahndet werden, wenn die Hand auch die eines seine Ehre verteidigenden Mädchens war. Die „deutsche Canaille“ wurde übermütig und wollte die Herren Fran-

zosen nicht mehr als Herren anerkennen. Da mußten abschreckende Beispiele gegeben werden, und jede Gelegenheit, ein solches vorzuführen, wurde von den Franzosen ergriffen.

„Mademoiselle, ich bedaure, Sie in Haft nehmen lassen zu müssen!“

Mit diesen Worten wandte sich der Oberst ab, gab einige Befehle an die umstehenden Soldaten und in kurzer Zeit waren zwei Mann mit aufgepflanztem Bajonett in der Küche postiert, die den strengsten Befehl hatten, niemanden aus- noch einzulassen. Es war aber auch eine gefährliche Gesellschaft: das „Frölen“ mit der Kelle, Karline mit dem „Füerhaken“ und die zweite Magd mit dem Prügel in den Händen!

„Dat's nüdlich!“ sagte Karline. „Wat dei Kerls may met ehr Kuchbeins in uns' Rük fallen!“

„Dat Frölen bewachen, dat dei Kerl met sin kapute Näß' nich wedder rin kann!“ erklärte die andere Magd. „Dei Dwerst is en vernünftigen Mann.“



Marie wurde vorgeführt, ihren Vater an der Seite, die beiden Mägde stampften festen Schrittes hinter ihr her.

Das bewachte „Frölen“ setzte sich auf einen Schemel der Küche und befahl den Mägden, nach dem Essen zu sehen. Dies Geschäft wurde ihnen aber bald abgenommen, als einige Soldaten, die Honnpfeifen im Munde, erschienen und jene nicht gerade sanft beiseite schoben. Sie setzten sich an die Seite ihres Fräuleins, sahen zu, wie die „Kerls“ kochten, und machten gelegentlich ihre Bemerkungen.

„Na, nu kiff man, Karline, wie dei Kerl met sin Dredffingern in dat Soltfatt ringriep!“ —

„Ja, dem is dat nich scharp naug! Dei Franzosen möten dat allens scharp bewwen.“ —

„An wat dei anner Kerl infüert, als wull hei en polschen Ochsen braden!“ —

„Ja, dat Holt kost' em ja kein Geld! Dei Ort freggt do nicht nach!“ —

„Herrjes! Karline! do het dei Swinegel an 'n Kettel rampuckt!“ — „Ja, do helpt dat nich! da möten wi em wedder schüern; dat's so 'n Kerl janz esal!“

Die Franzosen machten ihrerseits ihre Bemerkungen über die Dastigenden, und sie mußten wohl nicht sehr fein sein, denn das Fräulein wechselte öfter die Farbe.

Die Mägde sahen dies und es ging ihnen ein Verstandnis für die Situation auf, in der sie sich befand.

„Laten Sei man gut sin, Frölen, wi bewwen seihn, wat dat för'n mischanten Kerl tau Sei west is, un wi können Sei dat betüngen, un wi dauhn't,“ sagte Karline tröstend. —

Einige Stunden waren vergangen, die Kessel von den Soldaten längst hinausgetragen zum Ausleeren.

Vater Pré, vielfach in Anspruch genommen, hatte erst verhältnismäßig spät erfahren, was geschehen war. Er wollte seine Tochter sprechen, aber er wurde nicht zugelassen, man wies ihn barsch zurück.

Da kam der Befehl, die Attentäterin nach dem nahen Dorfe ins Verhör zu führen vor den Obersten. Jetzt erst konnte der Vater die Tochter sehen und begleitete sie; auch die beiden Mägde wurden mitgenommen und gingen hinterher, wie sie aus der Küche kamen. Die „Waffe“, mit welcher das „schändliche Attentat“ begangen worden war, mußte ebenfalls mitgenommen werden, und mit Hohn und Spott zwangen die Franzosen das Fräulein, sie zu tragen.

„Nu, denken Sie man, Onkel, mußte ich mit der großen eisernen Schöpfkelle durch die gaffenden Franzosen und durchs Dorf gehen, wo alles zusammenlief!“ sagte Großmutter, als sie dies erzählte.

In einer großen Stube saß der Oberst mit dem Auditeur und einigen Offizieren.

Marie wurde vorgeführt, ihren Vater an der Seite, die beiden Mägde stampften festen Schrittes hinter ihr her.

Das Verhör war streng. Sie mußte alles erzählen and that dies, wenn auch nur stoßweise und ein über das andere mal vor Scham erröthend.

Die Offiziere tauschten leise ihre Bemerkungen. „Sacré bleu! Ce petit crapaud allemand!“ sagte der eine.

„Le pauvre lieutenant!“ der andere.
Ein dritter wog die „Waffe“ Mariens in der Hand „Morbieu!“ sagte er, „damit kann man jemanden den Schädel einschlagen!“

Als das Verhör zu Ende war, kündigte der Oberst dem jungen Mädchen an, daß er sie ins Hauptquartier schicken müsse, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden.

Vergebens stellte der bekümmerte Vater vor, daß seine Tochter nur aus Nothwehr gehandelt habe; vergebens appellirte er an die französische Manneschre, die in der raschen That eines Mädchens nichts Unrechtes finden könne, die sich verteidigt habe, als sie schamlos angegriffen worden. „Vor das Kriegsgericht!“ lautete der Bescheid.

Mit Mühe erlangte der alte Mann, daß seine Tochter nicht noch an demselben Tage abgeführt wurde, wobei sie dann einen Teil der Nacht unterwegs gewesen wäre, und daß er den folgenden Tag die Tochter begleiten dürfe.

Sie wurde, auf vieles Bitten und unter Bürgschaftleistung des Vaters, zunächst in ihr elterliches Haus unter Bedeckung zurückgeführt, dort in eine Kammer gesperrt, vor welcher ein Soldat Wache hielt.

„Da saß ich nun, Onkel,“ sagte Großmutter, „und es war mir nicht ganz wohl zu Mute, wenn ich daran dachte, vors Kriegsgericht zu kommen, und manchmal wollte mir sogar recht bange werden. Aber ich war eine richtige Pré und die sind nicht so weichherzig, wenn's an den Kragen geht, und ich dachte auch an meine Brüder, die gegen die Franzosen im Felde standen, zwei bei der Landwehr unter Bülow; und wäre ich kein Mädchen gewesen, ich wäre damals ja auch mitgegangen. Und, Onkel, wie ich daran dachte, fiel mir auch die Kapute Naf' von dem Franzosen ein, und so schlecht war ich, ich freute mich darüber, daß ich einem von dat „Radertlig“ was ausgewischt hatte.“

Die Nacht verlief, kaum graute der Morgen, als Generalmarich geblasen und getrommelt wurde, und es war ein Laufen und Rennen im Hause, während sie still dafah, in ihr Schicksal ergeben. Dann dauerte es gar nicht lange, da war's ihr, als höre sie von fern

Kanonendonner, und sie täuschte sich nicht. Die „Kreuzbauern“ waren gegen den Willen des Oberstkommandierenden, des Feldmarschalls Bernadotte, der seinen ehemaligen Landsleuten nicht entgegenzutreten zu wollen schien, obgleich er im Bündnis mit Preußen sich dazu verpflichtet hatte, unter ihren tapfern Bülow und Tauentzien gegen die Franzosen angerückt und versperren ihnen nicht bloß den Weg nach Berlin, sondern gingen auch, trotzdem sie in der Minderzahl waren, zum Angriff über und trieben die Franzosen zurück.

Marie hörte von weitem das Kanonengerassel beim Rückzuge durch das Dorf, sie hörte, wie das Flintenfeuer allmählich schwächer und schwächer wurde.

„Onkel,“ sagte die Großmutter und ihre treuen Augen blickten mich feucht an, „an dem Morgen hab' ich oft die Hände gefaltet und habe Gott angerufen, daß er unsern Kriegern helfen möge.“

Stunde um Stunde war vergangen. Man schien sie und das Kriegsgericht vergessen zu haben. Plötzlich lauschte sie, der Tritt des wachhaltenden Soldaten draußen war nicht mehr zu hören. Es war ganz still. Aber das dauerte nicht lange, horch, da schallt ein eiliger Tritt; er kommt näher. Jetzt ist er an der Thür, diese wird aufgerissen und — der Vater mit ausgebreiteten Armen eilt auf die Tochter zu: „Mein Kind! Gott sei tausend Dank! Sieg! Unsere Landwehr ist da!“

Vater und Tochter hielten sich eng umschlossen; was der Gefahr und der Noth nicht gelungen war, das brachte die Freude, das Gefühl des Geborgenseins, der Errettung zustande: sie weinte lange an der Brust ihres Vaters.

Großmutter ist schon längst heimgegangen. Aber die Siegesfreude der Jahre 1870 und 1871, die Freude, daß „ehr oll leiw Wilhelm“ deutscher Kaiser wurde, hat sie noch in vollen Zügen genossen. — Ihr Onkel, „ehr Herzensjung“, aber sah Großmuttern nicht wieder.



Vorwitz.

Ein junges, romantisch gesinntes Mädchen ging lesend spazieren und fiel in einen Bach. Sie verlor die Besinnung und kam erst in ihrem Bette wieder zu sich. „Wo ist mein Lebensretter?“ rief sie aus. „Nur ihn werde ich heiraten!“ — „Kind!“ rief der Vater, „sieh dich vor — es war unser Pudel!“